

V. Resümee: Individuelle Lebensnischen und Spuren kollektiver Gedankenwelten im gemeinsamen Raum

Das Erzählen und Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität unterscheidet sich je nach Positioniertheit sowie Involviertheit. Die einzelnen Biografien könnten als losgelöst voneinander betrachtet werden, wie vereinzelte Schlaglichter in einem »Dunkelfeld« (Karakayali 2006: 29). Im Folgenden soll es jedoch um die gemeinsamen Strukturen gehen, welche die Gespräche durchziehen und an eine kollektive Erfahrung rückbinden – ohne davon eine Pauschalisierung abzuleiten. Es sei betont, dass das Sprechen vom jeweiligen Standpunkt aus in zweifacher Weise divergiert. Da ist einerseits die Ebene der Zeitlichkeit: Es macht einen Unterschied, ob das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als etwas Zurückliegendes narrativiert wird oder noch als unabgeschlossen gilt, ob das eigene Scheitern oder der persönliche Gewinn am Ende steht. Da ist zum anderen auch eine sozioökonomische sowie milieuspezifische Verortung: Es macht einen Unterschied, ob die aufenthaltsrechtliche Illegalität aus einer wissenschaftlichen Metaperspektive mit der eigenen Biografie verwoben wird oder ob aus der unmittelbaren Betroffenheit heraus argumentiert wird. So sehr der jeweilige Standpunkt und die individuelle Involviertheit divergieren, folgt das Erzählen darüber dennoch einer gemeinsamen Struktur, die einen gesellschaftlich dominanten Diskurs sichtbar macht, auf welchen sich in unterschiedlicher Intensität bezogen wird.

1. Bezugnahmen und Abgrenzungen zu dominanten Figuren

In Kapitel II. 2 der theoretischen Spurenlegung habe ich Figuren, Typisierungen und Figuren hervorgehoben, die sich aus der Perspektive der Grenze, der Mobilität und der Bürgerschaft auf mobile Menschen ergeben. Eine Figur zeichnet sich durch eine figurierte Schablone aus und ist nicht zu verwechseln mit dem real existierenden Menschen. Dennoch befinden sich die Figuren im öffentlich-medialen wie auch im wissenschaftlichen Diskurs. Durch meine Anrufung der Subjekte als Betroffene von aufenthaltsrechtlicher Illegalität werden diese im gemeinsamen Dialog von mir positioniert. In Kapitel III. 3.1 der methodologischen Reflexion habe ich herausgearbeitet,

dass ich so mein Gegenüber als Person mit ›normaler‹ oder ›nicht-normaler‹ Biografie adressiere und auf der hegemonialen Deutungsfolie als ›kriminell‹ oder ›nicht-kriminell‹, da durch das Angerufensein als Illegalisierte auch eine in Nationalstaaten gegliederte Weltordnung betont wird, die darin ein Unterlaufen dieser Ordnung und somit eine Straftat begründet sieht. Meine Gesprächspartner:innen positionieren sich, indem sie in unterschiedlicher Intensität Bezug auf die im dominanten Diskurs präsenten Figuren und Figurationen nehmen. Dabei bündeln sich in einem Gespräch und auf einer Person meist mehrere Bezugnahmen beziehungsweise Verwerfungen. Zunächst nehme ich die Verortung innerhalb der Mobilitätstypen in den Blick und die damit einhergehende binäre Spannung zwischen dem ›Touristen‹ und dem ›Vagabunden‹, die immer wieder konturiert wird. Daran anschließend diskutiere ich die zum Vorschein tretende normative Dimension des ›Kriminell-‹ beziehungsweise ›Nicht-kriminell-‹ Paradigmas, welches in die Figuration des ›Anti-Bürgers‹ eingeschrieben ist, und betrachte die der Grenzfigur inhärenten affektiven Facetten des ›Held-Opfer-Feind-‹ Diskurses. Abschließend zeige ich, wie die affektiven Anteile zu einer vereinfachten diskursiven Verschiebung beitragen und wie diese Verschiebung mit dem Typus des ›Gespensts‹ einhergeht.

Lydia: »Of course, I know somebody have no visa, because they were applying for asylum. But I don't want to be asylum. Because I want to be a tourism ... in the world! [lacht] So that's why I didn't apply for asylum.«

Lydia ist eine Reisende, eine ›Touristin‹, und sie drückt durch ihre indirekte Abwertung von Asylsuchenden aus, dass sie sich nicht auf dieser Ebene positionieren lässt. Hier spiegelt sich der gesellschaftlich dominante Diskurs, welcher illegalisierte Migration meist woanders und explizit bei der Grenzfigur, bei der Figur des ›Flüchtlings‹ verortet. Der ›Vagabund‹ ist jedoch, so Zygmunt Bauman (1996: 15), *Alter Ego* des ›Touristen‹ und bildet den dunklen Hintergrund, vor dessen Fassade der ›Tourist‹ umso heller erstrahlen kann. Lydia verweist auf genau die binäre Spannung, die auch Bauman skizziert: »I don't want to be asylum. Because I want to be a tourism ... in the world!« Es braucht regelrecht die Abgrenzung zu ›anderen‹, zum Asylsuchenden, erst so kann sie sich als selbstbestimmte, unabhängige Person veräußern. Die Adressierung als Illegalisierte macht diese binäre Spannung sichtbar.

Miguel: »[L]ike knowing knowing, I mean like I have a friend but he's a case with refugees when he gets like, he's from Somalia and he asked for asylum.«

Ähnlich argumentiert Miguel, der angesprochen darauf, ob er andere Menschen ohne Papiere kenne, aufenthaltsrechtliche Illegalität ebenfalls bei Geflüchteten verortet und sich selbst in die Positionierung als ›Tourist‹ einschreibt:

Miguel: »So I was here and I also wanted to see the Christmas Market! I wanted to see so many stuff that the people is talking about and I can do it, but you're always afraid what can happen.«

In seinen Aussagen wird deutlich, dass Miguel sich *trotz* seiner Situation die Rolle des ›Touristen‹ aneignet: »I can do it, but you're always afraid.« Das ›trotz‹ markiert hier die Diskrepanz zwischen der Positionierung und dem formal-rechtlichen Status. Ein ›Mensch ohne Aufenthaltsstatus‹ ist, so bringt es Ruben Andersson (2014: 16) auf den Punkt, nicht nur ein kontrollpolitisches Label, sondern auch eine angeeignete und

gelebte Kategorie. Die angeeignete Kategorie steht jedoch in einem komplementären Wechselsehverhältnis zum kontrollpolitischen Label. Der formale Status und die damit verbundenen Bilder, Zuschreibungen und normativen Deutungsfolien passen nicht zur Selbstwahrnehmung. Es sind zwei verschiedene Ebenen, die hier diskutiert werden. Die eine ist der tatsächliche Aufenthaltsstatus und die andere sind Typen der Mobilität, die positiv oder negativ besetzt, dem eigenen Selbstbild am ehesten entsprechen. Dabei braucht es die Abgrenzung, da beides miteinander zusammenhängt wie komplementäre Facetten einer gesellschaftlichen Wahrnehmungsebene: »[T]he vagabonds – remember that – are the dark background against which the sun of the tourist shines so brightly that the spots are hardly seen« (Bauman 1996: 15).

Nara: »[V]ielleicht, sie haben aufgehört, weil sie dachten, wir sind Touristen.«

Als Nara beschreibt, wie sie nur knapp einer Polizeikontrolle entgeht, beruft sie sich auf den formalen Status des ›Touristen‹: Tourist:innen werden nicht kontrolliert und es war ihr Glück, als eine solche Figur wahrgenommen zu werden. Die Figur des ›Touristen‹ verkörpert damit auch eine ›Normalität‹, eine ›Selbstverständlichkeit‹ und ein Wissen ums ›Nicht-kriminell‹-Sein, denn hier lohnt sich keine Kontrolle. Vor dem Hintergrund der positiven Konnotationen, die dem ›Touristen‹ eigen sind, lassen sich auch die Positionierungsaktivitäten anderer Gesprächspartner:innen lesen.

Fernando: »Gut, wenn man alleinstehend ist und Möglichkeiten hat... [...] – los geht's. Spiel damit.«

Rosina: »Wenn du mehr Geld haben möchtest, dann arbeitest du mehr, und dann hast du es.«

Rosina: Und ich hab wirklich Glück gehabt mit dem Wohnen und Diskriminierung und auch mit der Polizei hatte ich Glück!«

Juan: »Weil ähm, ich hab immer gearbeitet! Ich will immer mich noch weiterbilden!«

Kai: »Aber ich hab mich freiwillig entschieden, hier zu bleiben. Ich möchte auch einfach auf Deutsch schreiben. [...] Und ähm, also insofern ist es jetzt nur die Folge dessen, was ich selbst für mich beschlossen habe.«

Nara: »[W]eil ich bin nicht hier illegal gekommen, ich bin illegal geworden, selber auch, weil ich bin einfach untergetaucht.«

Den Aussagen liegt eine gemeinsame Struktur zugrunde. Wie der Typ des ›Touristen‹ erlangt man Handlungsmacht und dies bietet die Möglichkeit, sich dem Gefühl des Ausgeliefertseins zu entziehen. Im Gegensatz zum ›Vagabunden‹, der in seiner Bewegung gestoßen wird, wird sein Gegenbild *gezogen* (»Spiel damit!«), statt *infolge von* begleitet das *um zu* sein Handeln (»Ich möchte auch einfach auf Deutsch schreiben«), die Welt erscheint ihm freundlich (»Und ich hab wirklich Glück gehabt«), er erscheint selbstbestimmt in seinem Handeln (»Ich hab mich freiwillig entschieden«) (vgl. Kapitel II. 2.2). Vielleicht ist es jedoch auch ein zusätzlicher Aspekt, der zum Tragen kommt, wenn die positiv konnotierte Mobilitätskategorie des ›Touristen‹ aufgerufen wird: So formuliert Bauman, dass der Dreh- und Angelpunkt einer postmodernen Lebensstrategie gerade nicht die Durchsetzung von einer wie auch immer definierten Identität sei, sondern die Verweigerung, auf eine Identität fixiert zu werden (vgl. Bauman 1996: 11). Womöglich spiegelt sich in der Aufrufung positiver Mobilitätstypen genau die Verweigerung, auf die vom dominanten Diskurs vorgegebenen Figuren festgelegt zu werden.

Was ist jedoch mit den aufgerufenen Gegenbildern verknüpft? Wogegen müssen sich meine Gesprächspartner:innen so vehement abgrenzen?

Kai: »Mich würde auch schon interessieren, dann eben einen Afrikaner oder überhaupt so jemand, ein Flüchtlings in dieser Zeit. Ähm, er ist hier, warum ist er hier und wie versteht er das und wie fasst er das so zusammen. [...] Vielleicht könntest du ihnen dann auch so dazu verhelfen, das bewusst zu machen, was sie gerade tun.«

Kai nimmt neben der Verortung der Illegalität bei der Grenzfigur ›Flüchtlings‹ auch eine rassifizierende Zuschreibung vor. Er schreibt aufenthaltsrechtliche Illegalität einer ganz bestimmten Gruppe zu und diese ist sich (im Gegensatz zu ihm) dessen nicht bewusst. Auch er ruft die bereits von Bauman skizzierte dichotome Spannung auf und versieht diese mit einer Moralisierung, indem er sich als jemand positioniert, der ›an den Staat denkt‹ und eben nicht egoistisch handelt. Der moralische Impetus Kais zieht sich auch durch die folgenden Aussagen.

Nara: »[A]ber Drogen oder Prostitution, das war für mich Tabu.«

Rosina: »[U]nd ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so.«

Fernando: »[...] die schlechten Angewohnheiten haben, schlechte Absichten, die viel zu laut reden, die Nachbarn sind ihnen egal, die U-Bahn fahren und zu laut reden ...«

Julia: »[W]ir wären gute Bürger gewesen.«

Kai: »Das ist ja eine Natürlichkeit, die ich habe. Das ist, ich bin. Ja. Aber dann gibt es ja diesen Status und der steht irgendwie dieser Natürlichkeit im Weg.«

Hier wird eine Abgrenzung zu gesellschaftlich kriminalisierten Handlungen (Drogen) deutlich sowie eine Betonung, sich nicht als ›Kriminelle‹ verorten zu lassen (Natürlichkeit, gute Bürger). Es zeichnet sich eine Verbindungsline zu den bereits skizzierten Aussagen ab, in denen die Selbstbestimmung durch die Einschreibung in positiv konnotierte Mobilitätstypen betont wird. Vielleicht muss das selbstbestimmte Handeln hervorgehoben werden, da meine Gesprächspartner:innen sonst Gefahr laufen, nur noch als ohnmächtige Subjekte und damit als ›Opfer‹ wahrgenommen zu werden. Vielleicht muss eine Abgrenzung zu kriminalisierten Praktiken erfolgen, um nicht auf der Folie des zu bekämpfenden ›Feindes‹ abgewertet zu werden. Vielleicht erfolgt diese auch, um durch die Betonung des wertenden und dominanten Sprachduktus eine Allianz mit den ›Zugehörigen‹, also den ›legalen‹ Bürger:innen zu schmieden. Hier deutet sich an, warum die binäre Spannung, die beständige Abgrenzung zum ›Vagabunden‹ beziehungsweise zur ›Grenzfigur‹ so entscheidend ist. Denn diese geht mit einer affektiven Abwertung einher, die sich anhand des ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurses veranschaulichen lässt und welche in der performativen Aushandlung wirksam wird.

Es ist ein Anreden gegen ein ›Feind‹-Narrativ, welches den illegalisierten Aufenthalt pauschal mit kriminellen Handlungen gleichsetzt. So hat bereits Hannah Arendt (1955: 459) formuliert:

[W]iewohl natürlich ein Mensch, der sich bereits durch die Tatsache, daß er existiert, strafbar macht, nur noch sein individuelles Gewissen zu befragen hat, um zu entscheiden, ob er sich zusätzlich noch einen Bankeinbruch leisten will oder nicht; denn die

Strafe, die er für illegalen Grenzübertritt, illegalen Aufenthalt und illegale Arbeit zu erwarten hat, wird zumeist die, welche auf Einbruch steht, übertreffen.

Der Zynismus, der in Arendts Worten Gestalt annimmt, entfaltet sich in den bereits skizzierten Aussagen Naras und Rosinas (»[U]nd ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so«), denn vor dem Hintergrund der Strafbarkeit der eigenen Existenz muss die individuelle Straffreiheit betont werden. Oder es muss dem Bild des ›Straftäters‹ das des ›angepassten Bürgers‹ gegenübergestellt werden, wie es sich in den Aussagen Julias, Fernandos und Kais zeigt (»[W]ir wären gute Bürger gewesen«). Die Abgrenzung zu kriminalisierten Handlungen wird besonders deutlich, als Rosina von einer Bekannten ohne Aufenthaltsstatus erzählt:

Rosina: »Was ich grausam fand, war diese Geschichte mit den Handschellen und dass sie 24 Tage im Gefängnis war! Sie war keine Kriminelle oder so!«

Lydia macht in ihrer Formulierung ebenfalls deutlich, dass sie sich der Auffassung, diejenige zu sein, die nicht ›richtig‹ gehandelt habe, entzieht, indem sie die Problematik der pauschalen Kriminalisierung bei der Politik und dem mangelnden Aktivismus der Bürger:innen verortet:

Lydia: »[Y]ou know in other country there are a lot of organisation fight the government. [...] But I lived here for long time and I never heard people say ‚no‘ to them ... So I think [...] the politics also need to revolution, because if you didn't push this revolution so of course the politics be like that.«

Auch das von Lydia und Miguel formulierte Nicht-Wissen beinhaltet eine Positionierung als ›Nicht-Kriminelle‹, da sie damit auch sagen, unwissentlich den im deutschen Aufenthaltsgesetz verankerten Straftatbestand zu erfüllen.

Lydia: »Yes, because we all don't know what happens, so when I get the letter, I told my friend, oh, I get a letter! So we know all, we stay here illegally so we must talk, because we all don't know.«

Miguel: »[I]f European is going to Peru, you can enter to Peru and you can stay there without a visa for six months! And when you're coming you have this same thinking, okay you can stay and when you have this benefit why it's not the same for us?«

Gleichzeitig findet eine Zurückweisung eines ›Opfer‹-Narrativs statt, da trotz vielfacher Betonung von Angst, Armut und Isolation die Selbstbestimmung hervorgehoben wird. Diese verbildlicht sich insbesondere in Naras Reflexionen, dass das Leben in der Illegalität ein ›würdevolles‹ Leben bedeuten muss (vgl. Kapitel IV. 1.3): »[D]ann leben sie in der Gosse dann, das ist noch schlimmer, als illegal zu sein, finde ich«. Selbst Miguel, der in ausbeuterischen Strukturen gefangen zu sein scheint, betont sein Anliegen, sich als ›Tourist‹ verorten zu wollen: »[A]nd the thing was, that I wanted to see something else! I wanted to know how is life in Europe!«.

In beinahe allen Gesprächen tauchen zudem wiederkehrende kurze Episoden auf, die etwas miteinander gemein haben. Sie werden meist ›spannend‹ erzählt, da meine Gesprächspartner:innen nur knapp einer Kontrolle oder einer gefährlichen Situation entrinnen konnten, und am Ende steht der Triumph, nicht erwischt worden zu sein.

Hier sei insbesondere Rosinas Episode erwähnt, als sie einen Anruf von der Kriminalpolizei erhält (vgl. Kapitel IV. 2.2). Aber auch Nara erzählt von einer Bahnfahrt, bei der beinah alle Passagier:innen nach dem Ausweisdokument gefragt wurden – bis auf sie (»[D]ie haben bis vor mir kontrolliert! Ich habe gezittert!«). Juan schildert, wie er aus purem Zufall einer Kontrolle entging (»Und dann einmal! Einmal war so! Ich hatte so viel Glück«). Es sind wiederkehrende Episoden, wie sie auch Miguel, Lydia und Julia erleben:

Miguel: »[A]nd on the way there was a control! [lacht] Oh, we were lucky also this day!«

Lydia: »[O]h there's a Polizei, so we must leave, fast! [lacht]«

Julia: »Und dort eine unglaubliche Menge an Polizisten, und ich sage zu ihm: ›Ich stehe auf der anderen Seite [...].«

Den Schilderungen haftet eine positive Spannung an, da es um eine im Rückblick überwundene Situation geht, die nun in einem verdichteten Spannungsbogen narrativiert wird, und insbesondere in Fernandos Schilderungen klingt manchmal etwas ›Abenteuerliches‹ an.

Fernando: »Aber wenn du mitspielst im System, kannst du dich auch darin halten.«

Die Verknüpfung von selbstbestimmtem Handeln und Erzählungen, die das Leben in der Illegalität mit einem Hauch von Abenteuer versehen, kann zu einer Verschiebung hin zu einem ›Helden‹-Narrativ führen. Auf dieser Ebene treten Menschen ohne Aufenthaltsstatus als Figuren in Erscheinung, die sich ihr Recht auf ihr Leben in Deutschland nehmen und an der Gesetzeslage vorbei aktiv ihren Alltag gestalten. Gerade die Zuschreibung eines selbstbestimmten Handelns kann jedoch zu einer problematischen diskursiven Verschiebung beitragen. So kritisiert Gayatri Chakravorty Spivak (2016) in der Analyse der Witwenselbstopferung in Indien, dass der zunächst vermeintlich ›freiwillige‹ Selbstmord der Frauen von den britischen Kolonialisten als ›heidnische Praxis‹ und sodann als Verbrechen redefiniert wurde. Ist es nun Zeichen der Wahlfreiheit und Selbstbestimmung, wenn eine Frau infolgedessen von der Selbstopferung abgebracht wurde oder wenn sie sich *trotz* der britischen Maßnahmen für die Witwenselbstopferung entschied? Die Mehrdeutigkeit von Selbstbestimmung offenbart konkurrierende Versionen, welche Freiheit ganz unterschiedlich konstituieren (vgl. Spivak 2016: 88f., weiterführend 80-89). So möchte ich diskutieren, ob es nicht zu einer vereinfachten Verschiebung führt, wenn die ›Opfer‹ staatlicher Illegalisierungspraktiken nun zu ›freiwillig‹ handelnden Subjekten stilisiert werden – ohne den machtstrukturellen Kontext zu beachten. Deutet sich hier eine Vereinnahmung unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung der Subjekte an?

Ein genauer Blick auf die dialogisch-performativen Zwischenräume eröffnet eine weitere Dimension: Ich habe mit Nara über ihren Stolz gesprochen und meinem Gedanken Ausdruck verliehen, dass ich es traurig finde, dass sie allein mit ihrem Stolz ist, da es keine gesellschaftliche Anerkennung für das Leben in der Illegalität gibt.

Nara: »Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte, da würde ich sehr stolz sein, da würde ich auch angeben, aber ... [lacht] ... aber das, was ich hab, ist nur für mich, denke ich.«

Ich habe Fernando, Julia und Pablo gegenüber meine Bewunderung ausgedrückt, ihren Alltag über Jahre so gemeistert zu haben.

Fernando: »Das System funktioniert so, also musst du versuchen, dich anzupassen und mit aller Kraft den Richtlinien zu folgen, um möglichst lange drin zu bleiben. Aber in irgendeinem Moment schließt sich die Tür. Also das ... es gibt keine andere.«

Ich habe auch Rosina gespiegelt, wie beeindruckend und spannend ich ihre Schilderungen empfunden habe.

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Im Gespräch adressiere ich meine Gesprächspartner:innen also zunächst als Illegalisierte und betone damit eine hegemoniale Ordnung. Dabei positioniere ich sie jedoch immer wieder auf einer idealisierten Ebene, welche dem ›Helden‹-Narrativ gleichkommt. Immer wieder kennzeichne ich ihre Schilderungen als ›bewundernswert‹, ›anerkennungswürdig‹ und ›spannend‹. Ich erkenne in den hier skizzierten Reaktionen eine Zurückweisung der von mir vorgenommenen ›Helden‹-Stilisierung und der damit einhergehenden Romantisierung. Während Rosina ihre Erfolge betonen muss und ihre Reflexion über die ›guten‹ und ›schlechten‹ Migrant:innen teilt, setzt sie sich gleichzeitig gegen meine zuschreibende Positionierungsaktivität zur Wehr – das Erzählte ist nicht ›spannend‹. Denn eine empfundene Spannung verdeckt auch wiederum das darunter Liegende und offenbart einen gewissen Zynismus, die faktisch von der Gesellschaft Ausgeschlossenen in ihrer Positionierung zu idealisieren, als gäbe es hier etwas Erstrebenswertes (›Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte‹). So hat auch Spivak bereits problematisiert, ›individuelle Helden auf der Seite der Unterdrückten zu romantisieren‹ (Spivak zitiert in Castro Varela/Dhawan 2015: 192). Hier zeigt sich, dass die Verschiebung von den machtlosen ›Opfern‹ zu den selbstbestimmten ›Helden‹ einer erneuteten Vereinnahmung erliegt, die sich auf der Deutungsfolie des ›Spannenden‹ bewegt. Die Mystifizierung, die sich im Typus des ›Gespensts‹ (vgl. Kapitel II. 2.2) versinnbildlicht, bedient die Zuschreibung des ›Faszinierenden‹, wie es auch Andersson (2014: 10) treffend beschreibt: ›Yet for me as for other writers, beyond this task of exposure was an abiding fascination with the figure of the clandestine migrant‹ (Herv. i. O.). Sowohl das ›Opfer‹ als auch der ›Held‹ liefern durch ihre affektiv-pathische Funktion eine vereinfachte Antwort auf die Frage, wer sich hinter dem ›illegalisierten Migranten‹ verbirgt.

Zusammenfassend kristallisieren sich drei zentrale Punkte in der Positionierungsaktivität heraus. Erstens werden neben dem Bezug zu positiv konnotierten Mobilitätstypen Abgrenzungen betont. Ich möchte die Abgrenzung auf zwei Ebenen verorten. Da ist zum einen die Abgrenzung von einem normativen gesellschaftlichen Diskurs und zum anderen die Abgrenzung von einer Positionierungsaktivität im Setting einer Interviewsituation. Diese Ebenen lassen sich nicht getrennt voneinander denken, da gesellschaftliche Bilder und Diskurse in den Interviewkontext hineinragen und auch durch mein Eingeschriebensein in eben diese Gesellschaft und meine Verortung als diametral Gegenübergestellte in der Gesprächssituation wirksam werden. Zweitens würde sich jedoch keine:r meiner Gesprächspartner:innen auf einen ›Typ‹ oder eine ›Figur‹ alleine reduzieren lassen und so spiegelt sich in Gesprächsausschnitten ein performatives Wechselspiel zwischen der Aneignung des dominanten Diskurses und dem gleichzeitigen Widersetzen. Ersteres ist in folgenden Aussagen zu erkennen:

Nara: »[A]lso wenn man illegal wird, dann betrügt man eine ganze Land, sozusagen.«

Fernando: »[S]chauen Sie mal, was ich ohne Papiere Ihnen sage, was ich von diesem Typen [Donald Trump] ... was er macht, ist gut!«

Rosina: »Also gut, das einzige, das wissen wir alle, es ist gegen das Gesetz, irgendwo zu bleiben!
Das wissen wir!«

Und Zweiteres äußert sich in den Interviews wie folgt:

Nara: »Aber wenn man so ... gefühlsmäßig ist es so, ... ich sage nicht, dass es richtig ist, ... wenn man also gefühlsmäßig, man soll ein bisschen Mitleid haben, ja! Und ja, wie ist die Geschichte und wie schwer hat sie es gehabt.«

Fernando: »Ich würde es wieder tun, ja. Ich würde es noch zehnmal tun. ICH würde es machen.«

Rosina: »Sie war keine Kriminelle oder so! Und das ist das, was ich megatraurig finde.«

In diesem Wechselspiel findet eine permanente Aneignung und Verwerfung der im gesellschaftlichen Diskurs präsenten Typen und Figuren und des ihnen inhärenten ›Kriminell-‹ beziehungsweise ›Nicht-kriminell-‹ Paradigmas statt. Diese Komplementarität muss immer wieder betont werden, da sich die Erzählungen nicht vom Sprachraum des dominanten Diskurses trennen lassen, und so kann die eigene Einbindung sowohl zur ›Affirmation, das heißt Selbstunterwerfung unter diesen Diskurs führen‹, oder aber auch zu einer schrittweisen ›Verschiebung der diskursiven Formationen – oder aber zur offensiven Wendung des Stigmas [...] benutzt werden‹ (Lutz 2010: 130). Diese Wendung des Stigmas, welche zu einer diskursiven Verschiebung beitragen könnte, berührt den dritten zentralen Aspekt: Die im dominanten Diskurs präsenten Ordnungen erzwingen immer eine Abgrenzung – sei es zum ›Vagabunden‹, wie Bauman sagen würde, oder aber zum ›Verbrecher‹ in der Formulierung Arendts. Immer ist es jedoch die Ablehnung einer Grenzfigur, da gerade diese mit stark affektiven Zügen belegt ist, und es sind diese drei – ›Helden‹, ›Opfer‹, ›Feinde‹ –, die eine einengende Zusitzung auf eine kriminalisierende, eine viktimalisierende oder romantisierende Struktur bergen. Diese kann einem Menschen nicht gerecht werden, oder um es mit Heidrun Friese zu formulieren:

Mobile Menschen sind weder Feinde, Opfer noch Helden. Es gilt also, das Einverständnis aufzukündigen und das Politische im Zwischenraum, in den Bruchstellen im verzweigten Geflecht dieser Bilder aufzufinden und zu retten. (Friese 2017: 23)

Die dem dominanten Diskurs inhärenten funktionalen Facetten der ›Held-Opfer-Feind-‹Figuren tragen so zu einer Verschiebung bei: Von den ›Opfern‹ werden sie zu ›Helden‹ stilisiert und genau hier sehe ich eine Abgrenzung meiner Gesprächspartner:innen, die sich nicht auf dieser Folie lesen lassen wollen, weil beides immer noch in die mystifizierende Figur des ›Gespenstischen‹ eingespeist ist.

Fernando: »Hier sind wir Gespenster.«